

ANSELM BILGRI

Gott in allem suchen – die benediktinische Ökonomie der Christus-Nachfolge

Das Kloster im Paradox von Wirtschaftlichkeit und Evangelium?

Wenn ein Mönch Überlegungen zu Geld und Reichtum anstellt, dann kann er nicht absiehen von der eigenen Verpflichtung zu Armut und Besitzlosigkeit. Er wird daher die Grundlagen seiner Lebensweise ausführlich darlegen und mit den weltlichen Zielen vergleichen. Das tut im folgenden Beitrag auch der Prior des bekannten Klosters Andechs (Bayern), P. Anselm Bilgri, indem er seine anregenden Ausführungen zunächst auf ein massives biblisches Fundament stellt. Er zeigt, dass Jesu Predigten und Gleichnisse deutliche Hinweise darauf enthalten, wie angesichts der anbrechenden Gottesherrschaft mit Geld und Besitz umzugehen ist. Auch die frühe Christenheit folgte dieser Vorgabe und entwickelte u.a. die besondere Form der Nachfolge in der mönchischen Gemeinschaft. Anhand der Regel des Hl. Benedikt zeigt Bilgri schließlich, dass Klöster gerade in der heutigen Zeit in beispielhafter Weise das Zusammenspiel von „ora et labora“, Spiritualität und Ökonomie, vorleben können. (Redaktion)

Vorbemerkungen

„Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher in das Reich Gottes“ (Mt 19,24 par). Schon der bloße Blick auf manche stattlich-barocke Klosterfassade lässt religiöse Eiferer zweifeln, ob die Mönche oder Stiftsherren, die hier ihr Leben unter Regel und Abt gestalten, auch wirklich durch dieses Nadelöhr hindurchkommen. Wenn also der Evangelist Matthäus dies schon zu seiner jüdenchristlichen Gemeinde spricht, dann müssten sich heute religiöse „Profis“ wie Mönche doch schon zweimal der Armut vergewissern, wenn sie ihrem Ziel – Gott – näher kommen wollen.

Eigentum und Geld auf der einen und Christentum und Gott auf der anderen

Seite scheinen in einer starken Spannung zueinander zu stehen. Die Diskrepanz zwischen dem Herrn, der nicht wusste, wo er sein Haupt hinlegen sollte (vgl. Mt 8,20 par), und den weitreichenden ökonomischen und politischen Einflussmöglichkeiten mancher Fürstabteien der alten Reichskirche erscheint unüberwindlich¹. Die Geschichte der Kirche ist an solcherlei Überzeichnungen nicht ganz unschuldig. Schon früh hat sie mitunter die passenden Motive geliefert. Die Amtsführung der römischen Bischöfe gab wohl bald Anlass zu beißendem Spott. Bereits der antike Multi-Millionär und römische Aristokrat Praetextatus soll zu Papst Damasus (366–384) scherhaftigerweise gesagt haben: „Macht mich zum Bischof von Rom und ich will

¹ Vgl. Markus Naumann, Monastische Reformbemühungen und adelig-ständische Beharrungstendenzen in der Fürstabtei Fulda im 17. Jahrhundert. Unter besonderer Berücksichtigung von Kontakten zu Schweizer Klöstern und zur Fürstabtei Kempten, in: Archiv für mittlerheinische Kirchengeschichte 49 (1997), 99–131.

sofort Christ werden“². An kritischen Stimmen hat es nie gefehlt, die eine überzogene Fixierung der Kirche und ihrer Amtsträger auf Besitz und Vermögen scharf verurteilt haben. Der Heidelberger Kirchenhistoriker Hans von Campenhausen berichtet in seinem „Theologenspieß und -spaß“, von einem Erzbischof, der mit seiner vier-spännigen Karosse und großem Gefolge auf einen frommen Christenmenschen trifft, welcher den Würdenträger ob seines Aufzuges hoch zu Pferd mit Hinweis auf die Armut Jesu und des Apostels Paulus zur Rede stellen will. Der Erzbischof lächelt gütig und ein wenig herablassend: „Lieber Freund, der Apostelfürst würde, wenn er dies hier sähe, zweifellos bemerken, dass sich die Dinge seit seiner Zeit doch erheblich zum Besseren gewandelt haben“³.

Woher kommt die Wahrnehmung, dass Geld und Gott einfach nicht zueinander passen? Ist sie stichhaltig? Wo hat sie ihre Wurzeln? Kann man vielleicht doch zwei Herren dienen? Ist die Spannung in einem Kloster zwischen Evangelium und effizientem Wirtschaften fruchtbar zu machen? Wie geschieht dies heute in einem Benediktinerkloster wie zum Beispiel auf dem Heiligen Berg Andechs?

1. Ein Blick in die Bibel: Leben nach dem Evangelium ist ohne ökonomische Orientierung nicht denkbar

Ganz generell gesprochen verlangt die Bibel eine differenzierte Sicht auf Besitz und Reichtum und eine ausgewogene Bewertung von Eigentum und Geld.

Die Autoren der biblischen Bücher sehen in Eigentum und Reichtum an sich weder eine Ausgeburt des Teufels noch die einzige Eintrittskarte zum Himmel. Wenn es hier um eine ökonomische Lebensorientierung geht, dann ist der Begriff der Ökonomie weiter zu fassen. Mit „Ökonomie“ ist die „kluge Haushalterschaft“ (vgl. 1 Kor 4,1f; Tit 1,7; 1 Petr 4,10) gemeint, mit welcher der Mensch sein gesamtes Leben – also auch sein ökonomisches Dasein – in den Dienst des Evangeliums stellt. Ökonomie und Evangelium stehen daher nicht im Gegensatz zueinander, sondern sind einander zugeordnet.

1.1 Das Alte Testament

Im Alten Testament gelten Reichtum, Besitz, Eigentum und Geld als ein Ausdruck von Gottes Segen und Zuwendung. In der Geschichte, in welcher Abraham seinen Großknecht eine Braut für seinen Sohn Isaak suchen lässt (vgl. Gen 24,1–67), sagt der Großknecht bei seinem Gespräch mit Laban, Rebekkas Bruder, über Abraham: „Der Herr hat meinen Herrn (Abraham) reichlich gesegnet, so dass er zu großem Vermögen gekommen ist. Er hat ihm Schafe und Rinder, Silber und Gold, Knechte und Mägde, Kamele und Esel gegeben. Sarah, die Frau meines Herrn, hat meinem Herrn noch in ihrem Alter einen Sohn geboren. Ihm vermacht er alles, was ihm gehört“ (Gen 24,35f). Der Segen Gottes, der Schalom YHWHS drückt sich umfassend aus. Er reicht für Abraham von einer gelungenen Beziehung über eine neue Heimat, die YHWH zeigt und schenkt, einen Erben, der sich wider alles Erwarten doch noch einstellt, bis hin zu Geld und Ver-

² Hieronymus, Contra Ioannem Hierosol. (PL 23,361 C).

³ Vgl. Hans von Campenhausen, Theologenspieß und -spaß. Christliche und unchristliche Scherze, Göttingen 1988, 70f.

mögen. Dass der Schalom YHWHs auch Materielles umfasst, ist für das Alte Testament nie eine Frage.

Ebenso bejaht die Weisheitsliteratur im Grundsatz eine differenzierte Eigentumsordnung. Reichtum wird wertgeschätzt (vgl. Sir 40,18); die Weisheitsliteratur fordert aber auch zu sozialem Engagement auf (vgl. Sir 4,8). Zugleich verurteilt sie die hemmungslose Ausbeutung der Armen. An diesem Punkt geht die Sozialkritik der Propheten mit dem herrschenden religiösen, gesellschaftlichen und politischen Establishment besonders harsch ins Gericht. Als prominente Textzeugen seien hier nur Am 5,7–9; Jes 5,8; 10,1f und vielleicht weniger bekannt, aber nicht minder deutlich Mi 2,1–11; 3,1–4,5–8,9–12 zu nennen.

Die Kritik des Alten Testamentes entfaltet sich also nicht so sehr an Eigentum, Besitz, Reichtum und Geld als solchem, sondern an seiner ungleichen Verteilung und der dadurch hervorgerufenen sozialen Ungerechtigkeit, ökonomischen Abhängigkeit und faktischen Rechtlosigkeit großer Teile der Bevölkerung. Besonders krass scheinen die sozialen Gegensätze in der Zeit nach dem babylonischen Exil gewesen zu sein. Großgrundbesitzer dehnten mit teilweise rechtlich äußerst bedenklichen Methoden ihre Ländereien immer weiter aus. Große Teile der Landbevölkerung sanken dadurch immer mehr zu abhängigen Landarbeitern und rechtlosen Tagelöhnnern herab. Immer wieder gerät in diesem Zusammenhang die Rechtsprechung in die Kritik, wird doch YHWH als der Schutz gegen die ungerechten Richter ange-

rufen, die den Armen, Witwen und Waisen ihr Recht vorenthalten (vgl. Jes 10,1–4; vgl. ferner Jes 2,14f; Am 2,6–8).

Diesen sozioökonomischen Hintergrund der nachexilischen Zeit muss man sich vor Augen halten, wenn man verstehen will, dass apokalyptische Kreise schließlich Reichtum besonders stark als Zeichen von Ungerechtigkeit und Gottesvergessenheit bewerten und aufgrund der scheinbar aussichtslos verfahrenen Lage auf das Eingreifen YHWHs am jüngsten Tag hoffen. So wird in apokalyptischen Kreisen der Begriff „arm“ bis in die Zeit des palästinensischen Judentums hinein als Synonym für „fromm“ und „gottesfürchtig“ verwendet.

1.2 Das Neue Testament

Ob Jesus selbst Eigentum besessen hat, darüber geben die Evangelien keine klare Auskunft. Verschiedene Stellen sind im Neuen Testament nicht eindeutig zu interpretieren. Pars pro toto sei hier nur auf Mk 2,1 hingewiesen. Hier berichtet der Evangelist davon, dass Jesus nach seinen Heilungswundern (in Mk 1) zunächst an einsame Orte floh, später aber wieder „zu Hause“ (Mk 2,1) in Kafarnaum war⁴. Generell lässt sich konstatieren: Die Evangelien sind grundsätzlich nicht an den Besitzverhältnissen Jesu interessiert. Was sie interessiert, ist die Botschaft Jesu von der anbrechenden Gottesherrschaft. Glaubwürdig wird Jesus nicht durch den öffentlich dokumentierten Verzicht auf jeglichen Besitz, sondern durch die Zeichen und Wunder, mit denen er das nahegekommene Reich Gottes

⁴ Manche Exegeten mutmaßen, dass es sich um das Haus des Simon (vgl. Mk 1,29–31) handelt. Vgl. zu Mk 2,1 ferner die Verallgemeinerung zu „seine Stadt“ (Mt 9,1) und die völlige Tilgung von Possessivpronomina in Lk 5,17f. Weitere sehr indirekte Hinweise auf mögliche Besitzverhältnisse Jesu finden sich unter anderem noch in Mk 2,15 parr.

bezeugt. In dieser Hinsicht halten die Evangelien manch kirchlich propagierter Armutsideologie einen notwendigen Spiegel vor.

Jesu Jünger verlassen sofort ihr bisheriges Lebensumfeld, als sie von ihm berufen werden. Eine generelle Aufgabe von Besitz muss damit nicht verbunden sein. Wie sonst hätte der enttäuschte Petrus nach der Kreuzigung sagen können: „Wir gehen fischen“ (Joh 21,3), woraufhin er in „das Boot“ (ebd.) stieg. Die Berufungsgeschichten des Neuen Testaments (vgl. Mk 1,16–20; Mt 4,18–22; Lk 5,1–11; Joh 1,35–51), die ihre Vorbilder unter anderem in den Berufungsgeschichten des Alten Testaments haben (vgl. 1 Kön 19,19–21), streichen die Hingabe an die neue Aufgabe als Jünger Jesu durch die völlige Änderung des Lebensstils deutlich heraus. Dieser volle Einsatz für die Ankündigung der angebrochenen Gottesherrschaft und der Verzicht auf Eigentum ist in dieser frühen Phase der Verkündigung – und auch noch in der frühen nachösterlichen Zeit – Zeichen für die vorbehaltlose Hingabe an das anbrechende Reich Gottes. Reichtum und persönlicher Besitz können in diesem Zusammenhang an der Nachfolge hindern (vgl. Mk 10, 17–22), sind aber keine prinzipiellen Kriterien, die vom Heil letztlich und endgültig ausschließen. Jesus formuliert dies sehr deutlich im Anschluss an seinen Vergleich von Kamel und Nadelöhr mit einem Reichen, der ins Reich Gottes kommen möchte: „Für Menschen ist das unmöglich, aber nicht für Gott; denn für Gott ist nichts unmöglich“ (Mk 10,27). Lukas mahnt mit seinem stark sozialkritisch gefärbten Evangelium und seiner Ausrichtung auf einen heidenchristlichen Adressatenkreis immer wieder den rechten Gebrauch des Reichtums an. Er lehnt ihn nicht rund-

weg ab, aber er markiert Wege, wie Reichtum auch angesichts der anbrechenden Gottesherrschaft sinnvoll in ein Leben in der Nachfolge Jesu Christi integriert werden kann. Rechter Gebrauch von Besitz, Geld und Eigentum ist für Lukas zum einen durch das Korrektiv des Almosengebens und des Besitzausgleichs gewährleistet. Feindesliebe konkretisiert sich für Lukas eben gerade darin, dass man dem leiht, von dem man es aller Voraussicht nach nicht zurückerwarten kann (vgl. Lk 6,35).

Für die nachösterliche Gemeinde ist der innergemeindliche finanzielle Ausgleich zwischen Armen und Reichen ein besonders wichtiges Merkmal, wird er doch an prominenter Stelle der Apostelgeschichte formuliert (vgl. Apg 2,42–47, bes. V. 44). Wie wichtig der nachösterlichen Gemeinde dieser Ausgleich zwischen Reichen und Armen war, zeigt die drastische Schilderung des Betruges von Hananias und Saphira (vgl. Apg 5,1–11). Das Grundstück, das sie der Gemeinde vorenthalten haben, kostet sie buchstäblich das Leben.

Diesen innergemeindlichen finanziellen Ausgleich zwischen Armen und Reichen übernehmen auch die paulinischen Gemeinden. Mehr noch: Paulus fordert eine Solidarität, die über die eigenen Gemeindengrenzen hinausgreift. In diesem Zusammenhang sind seine Aufrufe zur Kollekte für die Gemeinde in Jerusalem zu interpretieren (vgl. Apg 11,29f; Röm 15,25–28; Gal 2,10; 1 Kor 16, 1–4; 2 Kor 8,9–13). Paulus führt jedoch die prinzipielle apokalyptische Reichtumskritik nicht weiter fort. Vielmehr liegt sein Fokus auf einer kritisch-eschatologischen Distanz zum Eigentum, wie sie zum Beispiel in 1 Kor 7,29–31, besonders in Vers 30b und 31a zum Ausdruck kommt.

1.3 Jesus und die Ökonomie der kommenden Gottesherrschaft

Das Verhältnis der Menschen zu Geld und Eigentum zur Zeit Jesu war wie heute auch ein alltägliches und allgemeinwichtiges Thema. Jesus konnte und wollte daran auch wahrscheinlich nicht vorbeigehen oder um das Thema Geld und Besitz herumreden. Die Faszination, Treffsicherheit und Aussagekraft von Jesu Gleichnissen liegt ja besonders darin begründet, dass sie direkt im Leben der Menschen ihren Platz haben, damit jeder, der sie hört, sie unmittelbar verstehen konnte. Vor diesem Hintergrund sind die Reden und Gleichnisse Jesu zu sehen und zu deuten, wenn er sich, trotz aller Distanz zum persönlichen Besitz, ökonomischer Kategorien bedient, um den Menschen in der Sprache ihrer Zeit den Anbruch der Gottesherrschaft zu verkünden.

Wenn Jesus daher vom Mammon spricht (vgl. Mt 6,24; Lk 16,13), muss zuallererst festgehalten werden, dass er damit nicht das Geld und den Besitz als solchen verurteilt. Das hebräisch-aramäische Wort ist in seinem ursprünglichen Sinne umstritten. Es bedeutet wohl „das, worauf man vertraut“, „das Sichere“ oder auch das „Sichergestellte“. Erst im Laufe der Zeit wurde es zu einer allgemeinen Bezeichnung für Besitz und Geld. Im Neuen Testament steht es negativ in Lk 16,9.11.13 und Mt 6,24 für die dämonische Macht des Geldes.

Bei der Aufforderung Jesu zum Engagement für die hereinbrechende Gottesherrschaft in Mt 6,19–21 gebraucht er ökonomische Kategorien: „Sammelt euch Schätze im Himmelreich...“ (vgl. auch Lk 12,33f). Jesus spricht also ganz deutlich von einem Gewinn, einer Rendite, die demjenigen, der sich auf das

Reich Gottes einlässt, fest verheißen ist. Ein Schatz, der nicht verrottet, ist dem in Aussicht gestellt, der sich um das Himmelreich sorgt. Wer sich also zum Reich Gottes bekennt, der hat sich einen Geldbeutel gemacht, der nicht zerreißt, und damit eine sichere Investition getätigt (vgl. Lk 12,33). Wer sich zum Reich Gottes bekennt, dessen Schatz wird nicht abnehmen und eine gute Rendite abwerfen (vgl. ebd.). Diesen Schatz kann niemand stehlen. Keine Motte und kein Wurm kann ihn zerfressen (vgl. Mt 6,20). Er ist sozusagen dauerhaft vor Wertverlust gesichert.

Jesus geht deshalb so unbefangen mit Begriffen der ökonomischen Sprache um, weil es weder um eine prinzipielle Verurteilung noch um eine Apologie von Besitz, Geld, Eigentum und Reichtum geht, sondern um die Verdeutlichung dessen, was die anbrechende Gottesherrschaft im Leben der Menschen verändern und in Bewegung bringen kann.

Daher ist es an dieser Stelle so entscheidend, sich erneut ins Gedächtnis zu rufen, was die Bibel meint, wenn sie von Ökonomie spricht. Der Begriff der Ökonomie wird zum einen verwendet für die „Haushaltshandhabung“. Zum Beispiel spricht der reiche Mann im Gleichnis vom ungerechten Verwalter: „Leg Rechenschaft ab über deine Verwaltung“ (Lk 16,2). Dieser Imperativ fordert vom Verwalter also Rechenschaft über den Stand der bisherigen wirtschaftlichen Tätigkeit.

Der Begriff Ökonomie wird zum anderen synonym verwendet für das apostolische Amt. Paulus schreibt in seinem Brief an die Korinther: „Wäre es [das Evangelium zu verkünden; Anm. d. Verf.] mein freier Entschluss, so erhielte ich Lohn. Wenn es mir aber nicht freisteht, so ist es ein Haushalteramt

(„oikonomia‘), das mir anvertraut wurde“ (1 Kor 9,17).

In einem viel umfassenderen Sinne wird Ökonomie aber auch synonym verwendet für den Heilsplan Gottes insgesamt (vgl. zum Beispiel Eph 1,10). Ökonomie, hier als Heils-Ökonomie verstanden, umfasst das gesamte Heils-wirken Gottes, von der Schöpfung der Welt über seine differenzierte Offen-bahrung in der Geschichte mit seinem Volk Israel hin zum Gipelpunkt seiner Of-fenbarung in Jesus Christus bis zu sei-nem Vollendungswillen am Ende der Geschichte. Bei einer solchen Betrach-tung rücken Theologie und Ökonomie ganz eng zusammen. So sind sie unge-wohnte und doch im Grunde sehr alte Nachbarn.

Mit diesem weiten Verständnis von Ökonomie im Hintergrund erscheinen auch viele Gleichnisse Jesu in Zusam-menhang mit Geldwirtschaft und Be-sitz in einem neuen Licht. Sie beleuch-ten verschiedene Aspekte, wie der Mensch durch sein Verhältnis zu Geld und Besitz dem Reich Gottes näher oder ferner rücken kann. Um die richti-gen „Anlagestrategien“ mit Blick auf das Reich Gottes geht es im Gleichnis von den anvertrauten Talenten (Mt 25,14–30); mit dem Schuldenabbau be-schäftigt sich das Gleichnis vom unge-treuen Verwalter (Lk 16,1–8). Die intensive Suche nach Finanzquellen steht im Mittelpunkt des Gleichnisses von der verlorenen Drachme, mit dem Lu-kas Gottes Suchen nach dem in die Ir-re gegangenen Menschen verdeutlicht (Lk 15,8–10). Das Übermaß an Habgier und damit den Mangel, den Sinn des eigenen Lebens zu finden, zeigt das Beispiel von der falschen Selbstsicher-heit des reichen Mannes (Lk 12,13–21). Pragmatisch äußert sich Jesus zur Frage nach der Steuer: „Gebt dem Kai-ser, was des Kaisers ist, und Gott, was

Gottes ist!“ (Mt 22,21). Selbst der barm-herzige Samariter (vgl. Lk 10, 25–37) hätte für den Überfallenen auf dem Weg von Jericho nach Jerusalem nichts tun können, wenn er nicht dem Wirt der nächsten Herberge „zwei Denare“ gegeben hätte mit dem Auftrag, den Mann zu pflegen, bis er gesund ist. Mehr noch, sagt der Samariter doch zum Wirt: „...und wenn du mehr für ihn brauchst, werde ich es dir bezahlen, wenn ich wiederkomme“ (Lk 10,35).

Für die Bewertung von Eigentum und Besitz gilt: Es kommt darauf an, was Reichtum und Eigentum mit mir ma-chen, das heißt in welche Abhängigkei-ten ich mich begebe oder welch ein distanziertes Verhältnis ich zu wahren in der Lage bin. Die entscheidende Frage lautet: Sind Geld und Besitz für mich Mittel zum Zweck oder verkom-men beide zum Selbstzweck? Dem Mammon allein dienen, sein ganzes Leben, seine Beziehungen, seine Mit-menschen, seinen Besitz und sein Ver-mögen allein danach zu beurteilen, ob und in wieweit dies alles mir allein per-sohnlich nützlich ist: Dann erst ist der Mammon Herr und duldet keinen an-deren mehr neben sich. Hier gerät Gott aus dem Blick. Hier fehlt der Sinn da-für, dass mein Leben einen tieferen Sinn haben könnte, als Geld, Macht und Einfluss anzuhäufen. Das Geld ist zum Götzen geworden.

2. Ein Blick in die Ordensgeschichte: Mönchsgemeinschaften im Umgang mit Geld und Besitz

Ein Blick in die Ordensgeschichte ent-larvt die heute immer noch gängigen und transportierten Vorstellungen vom armen, weltabgewandten, genuss-feindlichen und rein kontemplativen Mönchtum als Trugbild. Die Väter in

den Wüsten Ägyptens und im Sinai lebten von ihrer eigenen Hände Arbeit. Dazu waren auch Werkzeuge und anderes Gerät notwendig. Von einem strikten Verbot des Privatbesitzes kann man also schon zu dieser Zeit nicht mehr sprechen. Wenn Räuber die Einsiedelei eines Mönches plünderten, konnten sie mit der Beute schon einmal ein Kamel beladen⁵. Feldarbeit, Gartenarbeit, das Flechten von Körben und Matten waren die Beschäftigungen für die Asketen, bei denen sie besonders gut die auswendig gelernten Psalmen und andere Abschnitte der Bibel memorieren konnten. Beschränkter Besitz stellte also für die Wüstenväter kein prinzipielles Problem dar, sondern war Voraussetzung zur Erhaltung des selbstgewählten Lebensstiles. Andererseits weisen die Väter immer wieder auf das Beispiel Jesu und der Apostel hin und streichen den großen Wert der Besitzlosigkeit für die Askese heraus. Mit der Besitzlosigkeit verbinden die Wüstenväter zudem die Vorstellung vom Pilgersein des Mönches, denn wer Pilger ist, „sieht auf leichtes und wenig Gepäck“⁶.

Vom Mönchsvater Antonius berichtet die Biografie des Heiligen Athanasius: St. Antonius war der erste Christ, der den Weg eines heiligen Lebens in der Einsamkeit beschritt. In dieser frühen Periode seines Lebens erlebte der Gesegnete zugleich eine Erschöpfung seiner Seele und eine Verwirrung seines Denkens, er betete aber weiter und sagte: „Herr, ich würde vollkommen werden, aber meine Gedanken lassen es nicht zu“. Dann hörte er eine Stimme sprechen: „Geh hinaus und sieh nach“. Er tat es, und siehe da, wie in

einer Vision sah er einen Engel, der eine Kutte trug, eine Kapuze auf dem Kopf hatte und eifrig webte. Antonius hielt inne und sah zu. Der Engel webte noch einige Zeit, wandte sich dann aber zum Beten. Und Antonius hörte eine Stimme „Antonius, tu dasselbe, und deine Seele wird Ruhe finden“. Der Mönch soll also seinen Lebensunterhalt selbst verdienen und darüber hinaus noch in der Lage sein, den Bedürftigen etwas abzugeben. Das geht nicht ohne ein grundsätzlich positives, wenn auch differenziert-distanziertes Verhältnis zu Geld und Besitz.

Selbstverständlich machten die Methoden, mit denen sich die Mönche ihren Lebensunterhalt sicherten, im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Wandlungen durch. Von der Handarbeit in der Frühzeit des Mönchtums – einem Ideal, dem auch noch die Benediktsregel verpflichtet ist – führt ein verschlungener Weg zu den Einkünften aus den Grundherrschaften der Klöster, Abteien und Stifte im Hochmittelalter. Aber immer blieb das alte Ideal lebendig. Die Entwicklung der Reformorden im Laufe der Kirchengeschichte zeigt dies. Man denke nur an die Zisterzienser, die ab dem 11. Jahrhundert wieder großen Wert auf die Sicherung des Lebensunterhaltes durch Handarbeit legten, ebenso wie die Trappisten ab dem 17. Jahrhundert. Einen besonderen Akzent erhielt die Kirche durch die Bettelorden, beginnend mit den Franziskanern und Dominikanern im 13. Jahrhundert. Diese Bettelorden hoben das Gelübde der Armut besonders hervor und lehnten daher zunächst jeglichen Grundbesitz, Stiftungen und anderen Besitz ab.

⁵ Vgl. Weisung der Väter, übersetzt von Bonifaz Müller, Trier 2002 (Sophia Bd. 6), 461.

⁶ Weisung der Väter (s. Anm. 5), 461.

3. Heute Mönch sein – Benediktiner und der diskrete Umgang mit Geld und Besitz

Wer heute benediktinisches Mönchtum lebt, der steht unter dem Anspruch, das Evangelium umfassend als ganzer Mensch zu leben. „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben von ganzem Herzen und ganzer Seele, mit all deiner Kraft und all deinen Gedanken und: deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst“ (Lk 10,27; vgl. Dtn 6,5; Lev 19,18). Die Regel des Heiligen Benedikt konkretisiert dieses Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe für das klösterliche Leben: „Wir wollen also eine Schule für den Dienst des Herrn einrichten. Bei dieser Gründung hoffen wir, nichts Hartes und nichts Schweres festzulegen. Sollte es jedoch aus wohlüberlegtem Grund etwas strenger zugehen, um Fehler zu bessern und die Liebe zu bewahren, dann lass dich nicht sofort von Angst verwirren und fliehe nicht vom Weg des Heils; er kann am Anfang nicht anders sein als eng. Wer aber im klösterlichen Leben fortschreitet, dem wird das Herz weit, und er läuft in unsagbarem Glück der Liebe den Weg der Gebote Gottes“ (RB Prol 46–49).

Für den diskreten Umgang mit Geld und Besitz gilt es in einem Kloster sowohl die Innen- wie auch die Außenperspektive zu berücksichtigen. Nach innen gerichtet schälen sich folgende Aspekte heraus: Die Schule des Herrendienstes ist geprägt durch den Wahlspruch, mit dem die Zisterzienser ihrem benediktinischen Reformprojekt ab dem 11. Jahrhundert ein einprägsames Motto gegeben haben: „Ora et labora“ – „bete und arbeite“. Kern der benediktinischen Ökonomie der Gottsuche ist der maßvolle Ausgleich von Gebet und Arbeit als Grundmodell

eines sensiblen Umgangs mit Gott, mit den Mitmenschen in meiner Umgebung und mit mir selbst.

In diesem Zusammenhang haben die Gelübde eine besondere Bedeutung. Der Benediktiner verspricht bei seiner Profess Gehorsam (oboedientia), Beständigkeit (stabilitas) und klösterlichen Lebenswandel (conversatio monorum), worin persönliche Besitzlosigkeit und Ehelosigkeit mit enthalten sind. Armut oder persönliche Besitzlosigkeit sind also keine eigenen Gelübde. Wer im gemeingermanischen Sprachraum als „arm“ bezeichnet wurde, war „einsam“, „verlassen“ und „unglücklich“. Erst später wurde „arm“ sprachlich als Gegensatz von „reich“ eingeführt. Armut enthält also von ihrer eigentlichen Wortbedeutung her eine negative Konnotation. Persönliche Besitzlosigkeit hat stattdessen eine andere Blickrichtung. Sie schärft einmal den Blick für die Relativität eigener Bedürfnisse. Viele Missionsbenediktiner berichten, dass sie davon überrascht waren, wie wenig man in einem anderen kulturellen Kontext zum Leben braucht. Diese Besitzlosigkeit macht den Blick frei für den Mitbruder, den Mitmenschen und seine Bedürfnisse, für den Ruf nach Solidarität und Gemeinschaft.

Persönliche Besitzlosigkeit will aber auch das Verantwortungsgefühl für die Bedürfnisse einer Gemeinschaft von Mönchen stärken. So schreibt der Heilige Benedikt über den Cellerar: „Alle Geräte und den ganzen Besitz des Klosters betrachte er als heiliges Altargerät“ (RB 31,10). Wer also für die wirtschaftliche Existenz einer Gemeinschaft Verantwortung trägt, der muss für Kelch und Patene ebenso sorgen wie zum Beispiel für die adäquate technische Ausstattung der Wirtschaftsbetriebe. Weiter schreibt Benedikt über den Cellerar: „Er vergeude nicht das

Vermögen des Klosters, sondern tue alles mit Maß und nach Weisung des Abtes“ (RB 31,13). Der maßvolle Ausgleich und der diskrete Umgang mit den oft unterschiedlichen Interessen in einem Kloster und die ständige Kommunikation mit dem Abt als Führungskraft sind Basis für einen nachhaltigen ökonomischen Erfolg einer Mönchsgemeinschaft. Zusammengefasst heißt das: Wirtschaftliches Tätigsein in seinen verschiedenen Formen war schon seit der ersten Klostergründung Benedikts 529 auf dem Monte Cassino konstitutiver Bestandteil des Klosters. Benediktiner sind gemäß ihrem populärisierten Wahlspruch „ora et labora“ nicht Mönche trotz, sondern in und durch ihre wirtschaftlichen Aktivitäten. Diese grundsätzlich positive Haltung zur wirtschaftlichen Tätigkeit speist sich nicht aus der Notwendigkeit, dass auch Mönche nicht nur von Luft und dem Wort Gottes leben können. Diese positive Haltung hat ihren Grund vielmehr in einer erd-verbundenen Spiritualität, welche die Welt nicht nur als so oft besungenes „Jammertal“ gering schätzt, das auf dem Weg zur Ewigkeit möglichst schnell hinter sich zu bringen ist. Das wäre blander Manichäismus. Für Benediktiner, welche die Bibel und die Regel als verbindliche Richtschnur des Handelns für alle, also auch die ökonomischen, Lebensbereiche anerkennen, ist die Welt der Raum, im dem das Reich Gottes Gestalt annehmen wird. Benediktiner nehmen den Gestaltungsauftrag, den Gott am Anfang der Schöpfung den Menschen gegeben hat (vgl. Gen 1,28–30), sehr ernst. So gilt es auch, diesen Planeten als Schöpfung Gottes zu achten und mit klösterlichen Wirtschaftsmodellen Anreize zu schaffen, sich für lange Zeit aus mönchisch theologischer Perspektive mit Themen wie umwelt-

bewusstem und nachhaltigem Wirtschaften auseinander zu setzen.

Für den diskreten Umgang mit Geld und Besitz ergibt sich damit auch schon eine zwingende Außenperspektive benediktinischen Betens und Arbeitens. Ein Kloster, das wie das Kloster Andechs mit seinen Wirtschaftsbetrieben stark in der Öffentlichkeit steht, hat die Möglichkeit und die Verpflichtung, den gesellschaftlich üblichen Blick auf die Ökonomie von ihrer Fixierung auf ihre finanziell-pekuniäre Dimension zu befreien: Die Erkenntnis, dass ökonomisch wirtschaften mehr ist als der zielgerichtete Einsatz des Minimax-Prinzips, kann die Basis für eine ganz neue Unternehmenskultur sein. Dass dies schon Wirkung zeigt, belegen die stark nachgefragten Manager-Seminare bei uns auf dem Heiligen Berg. Im Rahmen dieser Tätigkeit habe ich immer wieder erfahren, dass Seelsorgsanliegen oder Beratungs- und Führungsfragen, wie sie die Benediktsregel thematisiert, vor Unternehmestüren nicht halt machen.

Wer als kirchlicher Unternehmer von einem Mehr an Glaubwürdigkeit bei den Kunden und bei anderen Unternehmern profitiert, muss diesen Vertrauensvorschuss auch bei anderen Gelegenheiten im Sinne der Verkündigung des Evangeliums nutzen. Hier sehe ich eine wichtige Aufgabe von Kloster Andechs, aber ebenso von anderen Klöstern mit einem wirtschaftlichen Potenzial. Die Cellerare, die in den Klöstern für die wirtschaftliche Entwicklung Verantwortung tragen, sind – neben Verbänden wie dem Bund der katholischen Unternehmer (BKU) – heute mit Sicherheit wichtige Dialogpartner im Gespräch mit mittelständischen Unternehmern. Der Kontakt mit solchen „kirchlich stark gebundenen Unternehmerpersönlichkeiten“ ist um-

so wichtiger, da man als Unternehmer nicht mehr für die katholische Soziallehre mit ihren Prinzipien Solidarität, Subsidiarität und Gemeinwohl aufgrund von Lehrbüchern begeistern kann; vielmehr braucht die katholische Soziallehre Gesichter und Persönlichkeiten. Hier liegen mit Sicherheit große Entwicklungsmöglichkeiten der Klöster. In ihren Wirtschaftsbetrieben Modelle zur Mitarbeiterbeteiligung umzusetzen, dezentrale Verwaltungs- und Entscheidungsstrukturen zu erproben, umweltbewusstes und nachhaltiges Wirtschaften mit den vorhandenen Ressourcen zu praktizieren und einen verantwortungsvollen Umgang mit weniger leistungsfähigen Mitarbeitern zu pflegen, sind Zielsetzungen, bei denen es gilt, das eigene Christsein in einem scheinbar „nicht christlichen“ Gesellschaftssegment wie der Wirtschaft zu praktizieren. Das schafft Glaubwürdigkeit und Offenheit für die Botschaft des Evangeliums bei Zielgruppen, zu de-

nen die kirchliche Verkündigung spätestens seit dem 19. Jahrhundert für lange Zeit den Kontakt verloren hatte: Unternehmern, Selbstständigen und Arbeitern. Diese interessiert nämlich zuerst, wie ich meine Unternehmen führe, dann wie ich Sonntags predige, und letztlich, ob beides zusammenpasst. Klöster wie die Abtei St. Bonifaz in München und Andechs sind deswegen so attraktiv, weil sie kein Biotop für Weltflüchtige und Daseinsverächter sind, sondern eine Gemeinschaft von Mönchen und Mitarbeitern, die mit allen ökonomischen, sozialen und spirituellen Fragen unserer Zeit konfrontiert sind und mit ihnen leben. Wir suchen gemeinsam auf diese Fragen aus christlicher Perspektive mit unserem Beten und Arbeiten eine attraktive Antwort zu formulieren, welche die Menschen, die uns besuchen, etwas von der Güte und Menschenfreundlichkeit unseres Gottes (vgl. Tit 3,4) ahnen lässt.